

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 43

Artikel: Lea und ihr Hund
Autor: Weibel, Rosa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus 1200 Meter nach Norden. Firnplateau mit Nunataks.
Links hinten: Königinnen, 3 Kronen. Ungefähr in der Mitte hinten: Dladem.

fen Autotypen reproduziert. *) Dazu enthält das Buch einen hochinteressanten Text. Mittelholzer erzählt hier in inhaltreicher, packend schöner Darstellung seine Reise nach Spitzbergen und seine Flieger- und Photographenerlebnisse. Es ist kein gewöhnliches Reise- und Abenteuerbuch, für die leichte Unterhaltung geschrieben. Es ist viel mehr eine Monographie Spitzbergens von hohem wissenschaftlichem Wert. Denn nebst dem von Mittelholzer geschriebenen Text, der schon an sich wertvoll ist durch das reiche in ihm verarbeitete Wissen, enthält das Buch eine ausführliche Einleitung aus der Feder des gelehrten Spitzbergenforschers und Geographen Prof. Dr. Kurt Wegener; sie gibt ein vorzügliches Bild von Spitzbergen als geographische Erscheinung. Dieser Einleitung schließen sich an: ein Aufsatz von Prof. Dr. A. Miethe über „Photographische Bedingungen der Flugzeugaufnahmen“ und ferner: ein Aufsatz von Kapitän S. Bonfor über „Die Bilderausbeute der Junkerschen Spitzbergene Expedition vom geographisch-vermessungstechnischen Standpunkt aus“. Diese beiden letzten Beiträge fassen die photographischen Ergebnisse der Expedition besonders ins Auge, während Mittelholzer selbst seine Fliegererfahrungen in den Mittelpunkt der Schilderungen stellt.

Die Hauptleistung der Expedition nämlich ist von uns noch gar nicht erwähnt worden. Nach seinen Erkundungsflügen führten Mittelholzer und Neumann einen großen Ueberlandflug aus, der quer über die große Insel bis hinauf nach Nordost-Land jenseits der Hinlopen-Straße, über den 80. Breitengrad hinaus, und zurüd um die Nordwestküste herum führte. 6 Stunden und 40 Minuten dauerte dieser Flug. Beinahe hätte er zu einer Katastrophe geführt. Mitten im Fluge versagte die eine Magnetzündung. Ein Niedergehen aufs Wasser zur Behebung des Defektes wäre ihnen verhängnisvoll geworden, weil sie sich dann nicht mehr hätten in die Luft erheben können mit nur einem Magnetzünder.

Der Flug geschah bei günstigem, klarem Wetter. Er hatte den Fliegern Einblick verschafft in Gebiete, die vorher noch kein menschliches Auge geschaut. Und was das Wertvollste daran ist, diese Einblicke sind nun auf den photographischen Platten festgehalten und können nicht mehr verloren gehen.

Unsere Illustrationsproben können nur eine schwache Vorstellung geben von dem Reichtum an Geländevorstellungen, die uns Mittelholzers Aufnahmen vermitteln. Besser als jede Abhandlung geben diese Bilder Einblick in die wunderbare Nord-

landschönheit und Nordlandseinsamkeit Spitzbergens. Der Name ist trefflich gewählt für diese Bergwelt mitten im Eismeer.

Die Expedition hat aber nicht nur Einblicke gestattet; sie hat auch Ausblicke eröffnet und zwar solche von unschätzbarem Werte. Einmal stellen Mittelholzers Aufnahmen und Fliegerbeobachtungen fest, welche Möglichkeiten für einen Polflug bestehen und wie dieser ausgeführt werden muß, um zu einem guten Ziel zu gelangen. Am meisten Chancen hierfür hätte nach Mittelholzer ein lenkbares Luftschiff, das nicht von einem einzigen Motor und seinen Zufällen abhängig ist. Graf Zeppelin ist bekanntlich an seinen Vorbereitungen zur Polarexpedition durch den Kriegsausbruch gestört worden. Die Ausführung seines Planes ist wohl nur eine Frage der Zeit.

Dann aber eröffnen die photographischen Ergebnisse der Expedition bedeutame Perspektiven für die Geländevermessungstechnik. Sie zeigen, wie man sich innert Viertelstunden Einblicke verschaffen kann in Gebiete, die zu erreichen früher Expeditionen ausgezogen waren, um wochenlang unter Todesgefahren unterwegs zu sein. —

„Im Flugzeug dem Nordpol entgegen“ ist ein hochinteressantes Werk, das sich würdig den epochemachenden Werken eines Nordenfjöld, Nansen, Scott und Amundsen anreihet. Es sei als Geschenkwerk für Weihnachten unsern Lesern empfehlend nahegelegt.

H. B.

Lea und ihr Hund.

Von Rosa Weibel.

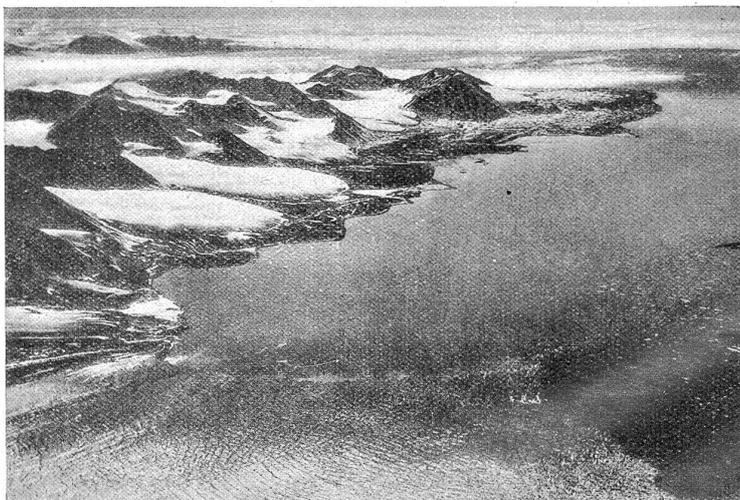
Sie kam fürchterlich schreiend heim. Die Mutter stand hinter dem Waschtisch. Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, fragte sie:

Was schreist?

Lea setzte sich auf die Steinplatte neben dem Herd, die kleinen Hände hielten krampfhaft das tropfnasse Schürzchen zusammen.

Nun, warum schreist du denn so? Bekomme ich keine Antwort?

Nein, sie bekam keine; Klein-Lea weinte nur weiter. Was hast denn da in der Schürze?



Brögger-Halbinsel aus 1700 Meter.

Oben rechts: Quade-Huk. Zwischen den beiden Dreieckslagunen der Pier der norwegischen Kohlenmine. Links hinten: Prinz Karl-Vorland. Vordergrund: 3 Kronen-Gletscher. Rechts: Lovén-Inseln. Das Eisfeld, das sich die Berge um die Schultern gehängt haben, ist knapp. Die starke Abtragung hat mächtiges, eisfreies, quartäres Vorland gebildet. Ueber dem kalten Meeresstrom an der Westküste liegt Nebel.

*) Man vergleiche die Illustrationsproben, zu denen uns der Verlag Drell föhlt die Bildstücke in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hat.

Die Mutter verließ nun doch ihre Arbeit und ging auf Lea zu.

Die Buben wollten es ersäufen, huhuhu! Die andern haben sie alle ersäuft. Fünfe! Huhuhu!

Was denn?

Die Mutter griff nach Leas Schürzenknäuel. Aber die Kleine hielt das Zeug fest zusammen.

Laß sehen!

Die Mutter griff jetzt energisch zu. Lea heulte laut auf, aber es nützte ihr nichts, die Mutter war stärker.

In der Schürze lag ein schwarzes, nasses Knäuel.

Was ist denn das? Doch nicht etwa ein Hund!

Wo hast du das uns Himmelswillen her und was willst du damit?

Ich habe dir ja schon gesagt, daß es die Buben ersäufen wollten. Ich habe es aus dem Wasser genommen, es ist jetzt mein, ich will es behalten. Huhuhu!

Die Mutter stand schon wieder am Waschzuber.

So behalte ihn. Behalte ihn nur! Aber wo willst du ihn haben? Und mit was willst du ihn füttern? Ich habe, wohlverstanden, gerade genug Arbeit, um für uns beide das Essen zu verdienen. Für einen Hund schaffe ich nicht auch noch!

Lea putzte sich mit der nassen Kattunschürze Gesicht und Nase. Dann breitete sie die Schürze auseinander, so daß der winzig kleine Hund frei da lag. Er hob ein wenig den Kopf, blinzelte und knäuelte sich wieder zusammen.

Lea wußte offenbar noch nicht recht, was sie anfangen wollte. Einstweilen blieb sie ruhig sitzen.

Ein Zittern lief über das nasse Tierchen. Es friert! sagte sie.

Ganz leise stand sie auf und ging durch die nächste Tür in die einzige Stube, die mit der Küche zusammen die Wohnung von Mutter und Kind ausmachte.

Lea überlegte. Allem Anschein nach wollte sich die Mutter nicht mit ihrem Schützling befassen. Da mußte sie selber handeln, mußte nachdenken, überlegen, was zu tun sei. Sie öffnete den Kleiderschrank. Aber da war nichts, was man hätte brauchen können, als die Resten eines alten, wollenen Unterrodes. Diese Resten legte Lea in ein Holzkästchen, das sonst der Mutter als Fußschmel diente. Jetzt hatte das Hündlein ein Bett. Es lag ruhig auf der trockenen Wollunterlage und blinzelte zu Lea hinauf.

Meinst, ich brauche keinen Fußschmel? fragte die Mutter, als sie in die Stube kam. Lea schwieg.

Wie soll er denn da hinaus und hinein? Er kann ja kaum recht sehen, von Springen keine Rede. Leg du die Feden in eine Ecke auf den Boden, dann braucht er nicht auf dich zu warten, wenn es ihm verleidet.

Das leuchtete Lea ein. Sie bettete das Hündlein um und die Mutter hatte ihren Fußschmel wieder zur Verfügung.

Das Nachtessen stand auf dem Tisch. Lea berührte ihre Milch nicht.

Ich, so kann ich abräumen.

Lea blickte die Mutter unverwandt stumm an.

So gib ihm doch in Gottesnamen, aber nicht die ganze Tasse voll. Hol das blaue Tellerchen mit dem Sprung, und daß du mir kein anderes Geschirr anrührst für den Hund!

Lea war selig. Ihr Hündlein bekam warme Milchbrocken.

Es frißt, Mutter! Komm schau, wie es nimm!

Ach, das ist doch kein so großes Wunder; ich bin müde.

Sie ging aber doch hin und sah zu, wie Lea dem unbeholfenen, läppiſchen Tierlein half, sein Fressen zu nehmen.

Wie heißt er denn?

Er heißt noch nicht.

Er muß doch einen Namen haben.

Welchen meinst du?

Das ist mir doch gleich; du bist die Hundemutter, also mußt du es wissen, wie du ihn heißen willst, ob Nero, Wolf, Prinz oder Türk.

Prinz! rief Lea.

Oh ja, das paßt für uns zwei, wir sind gar vornehme Leute. Also Prinz. Die Mutter mußte ein wenig lachen.

Prinz aß, schlief und wurde größer. Nur schöner wurde er nicht; er entwickelte sich zu einem struppigen, kleinen Scheusal. Seine Liebe aber war groß, wurde nie lau, nie unsicher. Auch Lea liebte den ordinär aussehenden Prinz. Und wie sie ihn liebte! Er war ihr Glück, ihre Sorge, ihre Mühe von früh bis spät. Er war ihr Schutz, ihr Freund, ihr geliebter Gefährte, ihr treuer Spielkamerad.

Auch die Mutter bekam Sympathie für den häßlichen Hund. Sie nannte ihn zwar „dummer Tapps“ und „Bettelprinz“; aber sie streichelte ihn doch mit ihren müden Händen und gab ihm Brocken von ihrem Essen.

Da wurde sie plötzlich krank. Mitten im Tag befiel sie Uebelkeit, sie mußte sich an den Wänden halten, bis sie das Bett erreichen konnte. In der nassen Waschschürze legte sie sich hin, denn sie wollte nur so lange liegen bleiben, bis es wieder besser würde, zehn Minuten, vielleicht auch eine halbe Stunde.

Aber es wurde nicht besser, im Gegenteil, sie bekam einen roten, heißen Kopf, ihr Körper wurde müder und müder.

Noch mir Tee, Lea! dann bessert es mir schon wieder, sagte sie milde, denn jetzt hatte sie Zeit. Lea tat, was sie konnte, machte Tee, deckte das Waschfaß zu, damit die Gauge nicht verkalteten sollte.

Sie wurde aber doch kalt. Das Feuer unter dem Kessel erlosch. In der Stube lag die Mutter in bleischwerem Schlaf. Lea saß auf dem Fußboden, hielt Prinz auf den Knien, dem sie umständlich die Zottelhaare kämmte. Manchmal tat er einen winselnden Beller, denn Lea wollte gründliche Arbeit machen.

Die Mutter schlief und schlief.

Am Abend erzählte Lea den Nachbarkindern wichtig von Mutters Krankheit. Die eine Nachbarin kam. Die andere kam auch. Die eine riet das, die andere dies. Die dritte, die keinen Rat erteilte, wusch die Wäsche aus dem Zuber und hing sie zum Trocknen auf.

Lea bekam Kartoffelsuppe und Leberwurst. Prinz erhielt die dicke Wursthaut. Lea dachte, es sei auch zu etwas gut, wenn die Mutter einmal krank sei. Leberwurst! Sie leckte noch lange an den Fingerchen.

Nach zwei Tagen surrte ein geschlossenes, gelbes Automobil vor das Häuschen. Man trug die Mutter von ihrem Bett in den Wagen und fuhr sie in das Spital. Lea stand mit Prinz im Arm auf der Straße und sah mit weit offenen Augen dem Wagen verwundert nach.

Die Nachbarin kam mit einer Dame auf Lea zu.

Komm mit mir, liebes Kind. Bis die Mutter wieder gesund ist, kannst du bei mir bleiben. Laß den wüsten Hund gehen.

Lea sah die Dame stumm an. Prinz drückte sie etwas enger an sich.

Komm, gutes Kind. Hab keine Angst, es wird dir bei mir schon gefallen; ich habe einen Garten.

Sie wollte das Kind nehmen. Lea hielt mit beiden Armen ihren Hund fest umfaßt.

Laß den Hund gehen!

Die Dame wurde energisch, faßte Leas magere Händlein und half dem bellenden Hund auf den Boden.

Ein scheußlich häßliches Tier!

Lea heulte laut heraus. Prinz! Sie streckte beide Hände nach ihm. Die Dame wollte sie zurückhalten, aber Lea sprang mit flinken Beinen davon, der Hund bellend hinter ihr drein. Ratlos stand die Dame da.

Ich hole einen Wagen. Wir müssen sie mit List bekommen.

Ohne den Hund wird sie sich kaum zufrieden geben; sie hängt merkwürdig an dem wüsten Vieh, sagte die Nachbarin.

Um Himmelswillen, ich kann doch ein solches Tier nicht in mein Haus aufnehmen! Vielleicht ist es voller Flöhe, oder noch schlimmer.

Das glaube ich nicht; aber edlig sieht der Hund aus; das ist wahr. (Schluß folgt.)

Berufung.

Der Violinspieler Strahler hing mit Innigkeit und Andacht an der Ausübung seiner Kunst. Sie war ihm nicht bloß Beruf, sondern Berufung. Zu seiner Ueberzeugung bedurfte er der unzähligen Märchen und Geschichten nicht, worinnen die Geigenspieler als Trostspender und Wundertäter der Menschheit gepriesen wurden. Er glaubte auch ohnedies, daß eine Kunst, die ihn selbst so bewegte, nicht wirkungslos für die andern bleiben könne. Und er hatte sich im Violinspiel so ausgebildet, daß er es mit gutem Gewissen verantworten durfte, öffentlich aufzutreten. Aber mit der Zeit seiner Reise kam auch die Zeit der Landesnot. Das Einsparen beherrschte das ganze Leben und Treiben; und man mußte auch den Kunstgenuß auf das Notwendigste beschränken.

Strahler glaubte, als notwendigste Kunst bleibe die Musik in ihren edelsten Formen bestehen. Das Gegenteil traf ein. Wenn man einschränken wollte, mußte man sich doch an die billigsten Konzerte, an die der Cabarets und Restaurants halten. Und diese schlugen sich durch. Ein Zugeständnis an solche Ausübung der Kunst, und die Strenge der Zeit hätte Strahler nichts anhaben können. Aber eine Berufung läßt nicht mit sich schachern.

Einmal ergaben es die Umstände, daß er sich der Alltagsmusik nicht entziehen konnte. Die Musikantengruppe arbeitete wie ein Kantinenautomat. Das sogenannte raffige Spiel. Er, der sonst der feinsten Griffe mächtig war, hatte hier die größte Mühe, nicht zu versagen. Auch die Anzahl der Musikstücke war beschränkt auf die wenigen, gangbarsten Schlager. Ganz wie die Automaten, und jede Nummer zwanzig Rappen! Strahler hatte nicht mehr das Gefühl der Uebereinstimmung und Innigkeit gegenüber seinen Händen. Dieses Verhältnis des Mißtrauens erinnerte ihn an die Jugendzeit. Wenn er Giftpilze gepflückt und zerfasert hatte, hielt er sich die Hände sorgfältig vom Leibe, genoß keine Beere mehr und vermied es, das Taschenmesser oder den Mund zu berühren, bis er die giftigen Säfte mit ängstlicher Gründlichkeit gewaschen hatte. Das nämliche Gefühl der Hilflosigkeit, mit unbrauchbaren Händen dazustehen, kehrte in ihm wieder. Und hier half das Waschen nichts. Das Gift hing nicht an seinen Händen, sondern an der Zeit und ihren neuen Verhältnissen.

Da öffnete sich ihm unversehens eine Türe zu besseren Möglichkeiten. Ein großes Kaffeehaus brauchte einen ersten Violinisten. Er hatte mit seiner Bewerbung Glück. Nun schienen sich ihm die Zeiten vergolden zu wollen. Die Auswahl der Stücke begeisterte ihn, und auch die prachtvollen Räume verhießen ihm eine auserlesene Zuhörerschaft. Nach und nach belebten sich die Säle und Borräume, lebhaftes Blaubern und Schwachen wogte geplänkeltartig hin und zurück, und von den nächsten Tischen brandeten einige verständliche Gesprächswellen zu ihm herüber. Die Musik sollte diese stürmische Unruhe stillen, die große Bewegung besänftigen. Die beiden ersten Nummern waren von jener Art, die Strahler Rollerstücke nannte. Die Zuhörer benahmen sich bei ihnen in der Regel wie die Kanarienvögel: Je lauter die Musik ertönt, desto lauter äußert sich auch der Vogel. Erst bei der dritten Nummer, einer Fantasia von Giordano, trat der Violinspieler in die Rechte seiner Berufung ein. Wie der sagenhafte Vogel des Altertums aus der Asche erstand, sollte sich die Melodie seiner Violine

aus dem Chor der Töne ausschwingen. Frei und leicht sollte sie schweben, gereinigt von den lastenden Schlacken der vergangenen, dürftigen Zeit. Aus einem immer gedämpfteren Begleitpiel heraustretend, begann seine Violine das sieghafte, schöne Lied zu singen. Doch die Tischgespräche brandeten dennoch zu ihm heran, etwas gedämpfter, aber deutlich genug, daß sie ihm verständlich wurden:

„Ich kann Ihnen zu der guten Partie Ihrer Julie gratulieren. Ich sah sie gestern im Wohltätigkeitskonzert. Ein flottes Paar, beide so groß gewachsen. Er erschien in Uniform. Stramme Erscheinung...“

„Unlauterer Wettbewerb? Du lieber Gott! Ein jeder bringt sich heutzutage durch, wie es ihm möglich ist. Besorgen sich die Zeiten, dann...“

„Ein unausstehlich alberner Kerl. Sogar mein dämlicher Ordonnanzburche tränkte ihn mitlamm seiner verdammten Philosophie unter den Tisch...“

„Nur noch ein halbes Prozent tiefer, und ich bin ein ruiniertes Mann...“

Strahler litt sie durch, die Melodie, mit der er sich allzu hoch aus den Schlacken geschwungen hatte, um beim neuen Sturze nicht Schaden zu nehmen. Wieder trat die Begleitung aus ihrer Zurückhaltung hervor. Das Stück endete mit kräftiger Harmonie und wurde mit dem gewohnten Beifallklatschen erledigt.

Die lange Pause ließ die Gäste erst aufmerken. Und so wurden sie auch der großen Bestürzung auf dem Musikpodium gewahr. Herr Strahler hatte seine Violine in den Kasten gepackt und war weg. Einer wollte beobachtet haben, wie er mit zitternden Händen den Bogen mitten entzwei gebrochen hatte. Vermutungen wurden ausgetauscht und Möglichkeiten erwogen. Ein dicker Herr mit goldenen Taschenuhrgehängen war der Ansicht, daß dieses bißchen Musik noch kein Grund zum Zusammenklappen sei; er habe zu Hause bedeutend schwierigere Arbeiten zu bewältigen. Auch der herbeigerufene Besitzer des Kaffeehauses ließ seinem Unwillen freien Lauf. „Ein arroganter Mensch“, zischte er, „erst litt er noch Hunger, man stellt ihn aus lauter Mitleid ein, und kaum sitzt er fest, sind seine Ansprüche ohne Grenzen.“ Er erntete allgemeinen Beifall.

Unterdessen hatte sich das Orchester notdürftig umgestaltet. Und es wurde ununterbrochen weitergespielt. Der kurze Zwischenfall war bald vergessen.

Gottfried Heß.

Freundschaft.

Freundschaft ist reiner, heiliger und geistiger, als es die Liebe ist, ein zartes Band der Geister, durch Harmonie im Großen und Edeln. Die reine Glut der Freundschaft lodert nie zur wilden Flamme der Leidenschaft empor. Es trübt kein Sinnenreiz durch falschen Schimmer den reinen Spiegel, in dem befreundete Seelen sich verbunden anschauen. Was in der Liebe innerster Natur groß und göttlich ist, das ist der Freundschaft eigen; doch rein ist diese von der Sinnlichkeit beschränktem Streben, und die schöne Blume entspriest nur aus dem heiligen Boden der hehren Freiheit.

Goethe.

* * *

Wie wenige Freunde würden Freunde bleiben, wenn Einer die Gesinnungen des Andern im Ganzen sehen könnte.

Lichtenberg.

* * *

Wer an Freundschaft glaubt, muß notwendig auch an Tugend, wie an ein Vermögen des Göttlichen im Menschen glauben. Wer an ein solches Vermögen oder Tugend nicht glaubt, kann unmöglich an wahre, eigentliche Freundschaft glauben; denn beide gründen sich auf eine und dieselbe Anlage zu uneigennütziger, freier, unmittelbarer, und darum unabänderlicher Liebe.

Tafobi.